

■ ETTA GROTRIAN

Vorgeschichte, Vorbild oder Sackgasse?

Zur Historisierung der »neuen Geschichtsbewegung« der Bundesrepublik der späten 1970er und 1980er Jahre

Wie »achtziger« sind Geschichtswerkstätten?

Arbeitsgruppen, die sich Geschichtswerkstätten nennen, werden bis zum heutigen Tag gegründet.¹ Der Begriff scheint ihren Initiatorinnen und Initiatoren offensichtlich zeitgemäß und treffend für eine niedrigschwellige Geschichtsarbeit in einer meist heterogen zusammengesetzten Gruppe, die aus historisch Interessierten verschiedener Professionen oder aus zu historischem Interesse verpflichteten Schulklassen besteht. Volkshochschulkurse, Projekte von Kirchengemeinden oder museumspädagogische Programme geben sich den Namen Geschichtswerkstatt. Die Begriffe, die unter diesem Label zur Selbstbeschreibung gewählt werden, sind vielfältig und lauten z. B. Spurensuche, Heimatkunde oder Familienforschung.² Darunter finden sich auch Begriffe, die zu erklärten Feindbildern derjenigen Initiativen gehörten, die sich in den späten 1970er und vor allem 1980er Jahren als Geschichtswerkstätten gründeten.

Die Geschichtswerkstätten, die im Trend des wachsenden Geschichtsinteresses der 1980er Jahre entstanden sind und ihre Blütezeit erlebt haben, wollten mehrheitlich eine Gegenposition zur herrschenden Geschichtsdeutung der universitären Geschichtswissenschaft einnehmen und eine Geschichtsforschung praktizieren, die von vielen verstanden wird und an der viele mitwirken. In diesem Beitrag soll der Frage nachgegangen werden, wie sich ihre Ansätze historisch einordnen lassen und welche Wirkung sie möglicherweise auf heutige Ansätze populärer und partizipativer Geschichtsforschung oder -vermittlung entfalten können.

Der Begriff Geschichtswerkstatt ist nicht geschützt und genauso wenig bezeichnet er unmissverständlich eine bestimmte Methode oder Vorgehensweise, eine fest umrissene soziale Zusammensetzung der Mitglieder, den fokussierten historischen Gegenstand oder die politische Zielsetzung der beteiligten Personen. Manche der in jüngster Zeit gegründeten Vereine, Initiativen oder Projektgruppen zitieren ein Motto der Geschichtswerkstätten der 1970 und 1980er Jahre: »Grabe, wo du stehst!« Es geht auf den Titel eines Handbuchs zurück, mit dem dessen Autor Sven Lindqvist seine Leserschaft aufforderte und anleiten wollte, die Geschichte des eigenen Arbeitsplatzes zu erforschen, sein Beispiel dafür ist die Zementindustrie. Die Summe der so entstehenden Geschichtserzählungen sollte ein Gegenbild schaffen zu

1 Eine von der Autorin erstellte Überblickskarte seit den 1970er Jahren gegründeter (und z. T. immer noch bestehender) Initiativen (und ihre Gründungsdaten) ohne Anspruch auf Vollständigkeit unter: <http://www.lemmata.de/initiativen> (letzter Zugriff: 8.6.2017).

2 Das Deutsche Historische Museum nennt einen Teil seiner museumspädagogischen Angebote »Geschichtswerkstatt«, siehe u. a. <https://www.dhm.de/bildung-vermittlung/kita-schule/sekundarstufe1/geschichtswerkstaetten0.html> (letzter Zugriff: 8.6.2017); die Geschichtswerkstatt Baumholder z. B. bietet ehrenamtliche Heimatforschung, siehe <https://geschichtswerkstatt-baumholder.de/impressum/> (letzter Zugriff: 8.6.2017).

einer – aus Unternehmersicht argumentierenden – Erfolgsgeschichte der Industrialisierung. Schließlich, und das ist der eigentliche Ausgangspunkt für Lindqvists dezidiert praxisorientierte Anleitung, hätten die Geschichtserzählung und das, was eine Gesellschaft archiviert, das Potenzial, die aktuelle Gesellschaftsform zu prägen.³

Die Kritik an der als vorherrschend empfundenen Perspektive der Geschichtsforschung war der entscheidende Ausgangspunkt der Initiativen, die in den 1970er und 1980er Jahren in der Bundesrepublik gegründet wurden. Ihre Programmatik formulierten sie überwiegend in Abgrenzung: Neben örtlichen Heimat- und Geschichtsvereinen war es vor allem die damalige universitäre Geschichtswissenschaft, die sie zur kritischen Umorientierung veranlasste. Sie warfen dieser vor, mit einer allein strukturgegeschichtlich geprägten Methode die Menschen als historische Subjekte aus den Augen verloren zu haben und mit ihrer Geschichtsdarstellung die interessierte Öffentlichkeit nicht zu erreichen. In der Programmatik der Geschichtswerkstätten findet sich die Forderung nach einer »öffentlichen Wissenschaft«, die die Geschichte »aus der Isolation der akademischen Institutionen und der Selbstbeschränkung konservativer Heimatforscher« befreien sollte – zwei wichtige Abgrenzungen also.⁴ Die bewusste Wiederbelebung nationalgeschichtlich orientierter Schwerpunkt- und Themensetzungen sowohl in Teilen der Geschichtswissenschaften als auch in der Geschichtspolitik der 1980er Jahre war eine weitere Tendenz, gegen die die Geschichtsinitiativen explizit Stellung bezogen.⁵ Um diese Zielsetzungen der Akteurinnen und Akteure und die Ausgangspunkte ihrer Kritik zu verstehen, ist eine historische Einordnung in die Zeitkontexte der 1980er Jahre sinnvoll.

Die Historisierung von Geschichtswerkstätten vor dem Hintergrund ihres zeithistorischen Kontexts

Seit etwa zehn Jahren sind die 1980er Jahre Gegenstand der zeithistorischen Forschung. In Gesamtdarstellungen, die zur Geschichte der Bundesrepublik erscheinen, wird das Jahrzehnt bis zum Ende der deutschen Teilung behandelt – oder sogar die Zeit darüber hinaus.⁶ Einzeldarstellungen und Sammelbände untersuchen diese letzten zwei Jahrzehnte der alten Bun-

3 Vgl. Manfred Dammeyer (Hg.), Sven Lindqvist, *Grabe wo du stehst*. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989 (die schwedische Originalausgabe erschien 1978 unter dem Titel *Gräv där du står*). Artikel von Lindqvist waren schon vorher auf Deutsch erschienen, u. a. Sven Lindqvist, *Grabe, wo du stehst*. Die »Barfußhistoriker« in Schweden, in: Franz-Mehring-Gesellschaft (Hg.), *Demokratie- & Arbeitergeschichte*, Jahrbuch 3, Stuttgart 1983, S. 9–13; ders., *Grabe, wo du stehst*, in: Hubert Chr. Ehalt (Hg.), *Geschichte von unten*. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien/Köln/Graz 1984, S. 295–304.

4 Vgl. Thomas Lindenberger/Michael Wildt, *Radikale Pluralität*. Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 29 (1989), S. 393–411, hier S. 394.

5 Vgl. *Geschichtswerkstatt Berlin* (Hg.), *Die Nation als Ausstellungsstück*. Planungen, Kritik und Utopien zu den Museumsgründungen in Bonn und Berlin, Hamburg 1987; das Heft ist zugleich der elfte Band des Organs des bundesweiten *Geschichtswerkstatt e. V.*

6 Wichtige Gesamtdarstellungen stammen von Edgar Wolfrum, *Die geglü ckte Demokratie*. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006; Eckart Conze, *Die Suche nach Sicherheit*. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009 und als vorerst letzter Band der damit sechsbändigen *Geschichte der Bundesrepublik*, ein Projekt, das seinerseits in den 1980er Jahren gestartet wurde: Andreas Wirsching, *Abschied vom Provisorium*. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990, München 2006.

desrepublik vor allem als eine Phase von Krisengefühl und Umbruch.⁷ Ein Fazit der Autoren lautet, dass die Suche nach Orientierung und Identität für den westdeutschen Selbstverständigungsprozess dieser Zeit eine zentrale Bedeutung eingenommen habe. Und Geschichtsthemen spielten hierbei eine wichtige Rolle.⁸ Die Arbeit der Geschichtswerkstätten dieser Zeit ist einerseits Bestandteil dieser Suche nach Orientierung in der Geschichte, gleichzeitig ist sie eine Reaktion auf nationalgeschichtlich orientierte Sinnstiftungsbemühungen.

Besonders anschlussfähig für eine Betrachtung des Ausgangspunkts von Geschichtswerkstätten ist das 2008 formulierte Plädoyer der Zeithistoriker Lutz Raphael und Anselm Doering-Manteuffel, die Zeit »nach dem Boom« – das bedeutet: die letzten drei Jahrzehnte der Bundesrepublik beginnend mit den frühen 1970er Jahren – für die Zeitgeschichtsforschung als Vorgeschichte zum besseren Verständnis der Gegenwart zu erschließen und die Zeit davor als eine davon unterscheidbare abgeschlossene Epoche zu betrachten. Die Autoren gehen dabei von einem Strukturbruch im Übergang von den 1970er zu den 1980er Jahren aus, der sich durch einen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Wandel auszeichnet.⁹ Der Wandel der industriellen Arbeitswelt, das Entstehen von Industriebrachen oder -ruinen und das Verschwinden des mit den dazugehörigen Produktionsformen verbundenen Erfahrungsschatzes ehemaliger Industriearbeiterinnen und -arbeiter waren für manche Initiativen z. B. ein unmittelbarer Anlass, die Bewahrung und Belebung dieser Traditionen vor Ort in Angriff zu nehmen.¹⁰

Die im Kontext des Wertewandels entstehenden alternativen Lebensentwürfe werden in jüngerer Zeit, sowohl für die Bundesrepublik wie auch für andere westeuropäische Länder, einer gründlicheren Untersuchung unterzogen, was die Forschungen zu den neuen sozialen Bewegungen ergänzt.¹¹ Deutlich wird dabei, dass zu diesen neuen Werten auch die Veränderung des Blickwinkels auf regionale Bezüge und die Betonung von Individualität und Subjektivität

- 7 Unter anderem die Sammelbände Konrad Jarausch (Hg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008; Thomas Raithel/Andreas Röder/Andreas Wirsching (Hg.), *Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik in den siebziger und achtziger Jahren*, München 2009. Für eine internationale Perspektive auf die »langen 1970er Jahre« Niall Ferguson, *Crisis, What Crisis? The 1970s and the Shock of the Global*, in: ders./Charles S. Maier/Erez Manela, *The Shock of the Global. The 1970s in Perspective*, Cambridge/London 2010, S. 1–21, hier S. 3.
- 8 Vgl. Wirsching, *Abschied vom Provisorium*, S. 469 und Conze, *Die Suche nach Sicherheit*, S. 656.
- 9 Vgl. Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008, S. 11.
- 10 So z. B. das Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk oder die Initiative zur Gründung eines Museums der Arbeit in Hamburg, beides Initiativen mit politischer Unterstützung und Finanzierung, für die Bewahrung der frühindustriellen Maschinenspinnerei im Gartetal bei Göttingen die Historische Spinnerei Gartetal e. V.
- 11 Vgl. Sven Reichardt/Detlef Siegfried (Hg.), *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983*, Göttingen 2010; Sven Reichardt, *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Berlin 2014. Zur Abgrenzung zwischen alternativen Milieus und neuen sozialen Bewegungen, vgl. Dieter Rucht, *Das alternative Milieu in der Bundesrepublik. Ursprünge, Infrastruktur und Nachwirkungen*, in: Reichardt/Siegfried, *Das Alternative Milieu*, S. 61–86, hier S. 67. Zum zeitgenössisch diskutierten Wertewandel vgl. u. a. Doering-Manteuffel/Raphael, *Nach dem Boom*, S. 61–65 und Meike Hausen/Reinhold Weber, *Eine Zeitenwende? Wertewandel und Krisenbewusstsein in den 1970er Jahren*, in: Philipp Gassert/Reinhold Weber, Filbinger, Wyhl und die RAF. *Die Siebzigerjahre in Baden-Württemberg*, Stuttgart 2015, S. 71–91, hier S. 75–82.

gehörten. Detlef Siegfried weist nach, wie diese durch gesellschaftlichen Wandel bedingte Verschiebung der Perspektive mit der »Geschichte von unten« eine »soziale Bewegung im Miniformat« hervorgebracht und zu einem Wandel der historiografischen Perspektivierung geführt hat.¹²

Im Umfeld der Geschichtswerkstätten wurde die Wiederbelebung der Regionalgeschichte als emanzipatorischer Aufbruch verstanden. Regionalgeschichte eignete sich ihrer Ansicht nach als Gegenkonzept zum Bestreben nach nationaler Identitätsstiftung, wie es den offiziellen Geschichtsprojekten der 1980er Jahre unterstellt wurde. Die kleinräumigen Dimensionen regionalgeschichtlicher Fragen entsprachen dem Trend, anstatt große Theorien zum Weltverständnis zu bemühen, die großen und abstrakten Prozesse im Kleinen, d. h. vor Ort unmittelbar und am konkreten Beispiel, nachvollziehbar und handhabbar zu machen.¹³ »Small is beautiful« lautete eine wichtige Parole in diesem Zusammenhang.

Detailuntersuchungen zur Friedensbewegung und zur Anti-AKW-Bewegung gehen diesem zeitgenössischen Trend zum Regionalen und zur Heimatverbundenheit in den neuen sozialen Bewegungen nach: Gegen Bedrohungen mit globalen Auswirkungen protestierten die Akteurinnen und Akteure der Friedensbewegung ganz bewusst in ihrem direkten lokalen Umfeld und mit einem engen Bezug zur alltäglichen Lebenswelt.¹⁴ In den regionalen Protesten der Anti-AKW-Bewegung ging der Kampf um eine bessere Zukunft unmittelbar mit einem Blick in die Vergangenheit einher. Dabei griff man Formen des ländlichen Protests aus der vormodernen Geschichte auf. Dass Bewahrung und Heimat mit ihren Traditionen zentrale Motive des modernitätskritischen Widerstands wurden, z. B. beim Protest gegen den Bau des Kernkraftwerks in Wyhl, ist bemerkenswert. In Wyhl verbanden sich die Aktionsformen von aus der Stadt angereisten Studierendengruppen aus dem Kontext neuer sozialer Bewegungen mit den Widerstandsformen der Landbevölkerung – ein Prozess, bei dem auch regionale Traditionen gemeinschaftsbildend wirkten.¹⁵

Auch in den Geschichtswerkstätten stand der Perspektivwechsel von den großen Strukturen hin zu den alltäglichen Erfahrungen im lokalen Umfeld im Zentrum ihrer Geschichtsarbeit. Für die Personen in den Initiativen selbst, die z. B. in ihrer unmittelbaren Umgebung mündliche Befragungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen durchführten, bedeutete das auch, dass sie ihre gewohnten Kreise verließen und die direkte Kommunikation mit Men-

12 Zum Beispiel Detlef Siegfried, Die Rückkehr des Subjekts. Gesellschaftlicher Wandel und neue Geschichtsbewegung um 1980, in: Olaf Hartung/Katja Köhr (Hg.), Geschichte und Geschichtsvermittlung. Festschrift für Karl Heinrich Pohl, Bielefeld 2008, S. 125–146, hier S. 126.

13 Auch als historiografischer Trend vgl. Ernst Hinrichs, Regionale Sozialgeschichte als Methode der modernen Geschichtswissenschaft, in: ders./Wilhelm Norden (Hg.), Regionalgeschichte. Probleme und Beispiele, Hildesheim 1980, S. 1–20, hier S. 3. Besonders für die Industrialisierungsgeschichte gingen Impulse hiervon aus, vgl. Peter Steinbach, Zur Diskussion über den Begriff »Region«. Eine Grundsatzfrage der modernen Landesgeschichte, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 31 (1981), S. 185–210, hier S. 194–196.

14 Vgl. Susanne Schregel, Der Atomkrieg vor der Wohnungstür. Eine Politikgeschichte der neuen Friedensbewegung in der Bundesrepublik 1970–1985, Frankfurt a. M. 2011, S. 11.

15 Vgl. Jens Ivo Engels, Geschichte und Heimat. Der Widerstand gegen das Kernkraftwerk Wyhl, in: Kerstin Kretschmer (Hg.), Wahrnehmung, Bewusstsein, Identifikation. Umweltprobleme und Umweltschutz als Triebfedern regionaler Entwicklung, Freiberg 2003, S. 103–130, hier S. 129. Die Beiträge im Sammelband von Heiko Haumann (Hg.), Vom Hotzenwald bis Wyhl. Demokratische Traditionen in Baden, Köln 1977 zeigen, dass diese ungewöhnliche Allianz und ihre Themen schon den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen bemerkenswert erschienen.

schen vor Ort suchten, die vielleicht sonst nicht zu ihren Gesprächspartnerinnen und -partnern gehörten. Dabei machten sie auch emotionale Erfahrungen, die sich von denen bei der Forschung an den Universitäten unterschieden.¹⁶

Nicht nur der Forschungsansatz, sondern auch die konkrete Forschungspraxis und die damit verbundenen Erfahrungen sollten dazu beitragen, Geschichtsbilder zu demokratisieren. Geschichte war in den Geschichtsinitiativen der 1980er Jahre ein Argument mit emanzipatorischem Potenzial für die aktive Gestaltung einer besseren Gegenwart und Zukunft. Was jedoch folgt aus den Aktivitäten der Geschichtswerkstätten vor 30 Jahren für die heutige Geschichtskultur?

Geschichtswerkstätten als Wegbereiter einer veränderten Geschichtsperspektive?

19

Viele der Positionen der in den 1980er Jahre gegründeten und besonders aktiven Geschichtswerkstätten, wie z. B. der Berliner Geschichtswerkstatt, haben einen Teil ihres kritischen Potenzials deshalb verloren, weil sich die Gedenkkultur seit dieser Zeit verändert hat. Dazu haben auch Geschichtswerkstätten selbst beigetragen.¹⁷ Viele Initiativen waren insofern rückblickend erfolgreich, als sie auf lokaler Ebene Themen aufgespürt, dokumentiert und sichtbar gemacht haben, an die z.T. auch spätere Forschungen anknüpfen konnten. Gedenkstätten oder -tafeln, Straßenumbenennungen, Museumsgründungen und Stadtteilarchive gehen auf einen bisweilen sehr langen Atem einer Bürgerinitiative bzw. Geschichtswerkstatt zurück, die mitunter jahrzehntelang dafür gekämpft hat.¹⁸

- 16 Zum Beispiel Gert Zang, Subjektive Reflexionen über ein Projekt und seine organisatorische, methodische und inhaltliche Entwicklung. Überlegungen zu einer kritischen Regionalgeschichtsschreibung für das 19. und 20. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), *Provinzialisierung einer Region. Zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz*, Frankfurt a. M. 1978, S. 465–538, hier S. 497; ders., *Gedanken tausendmal gedacht, Gefühle tausendmal gefühlt ...? Versuche sich der Lebens- und Gedankenwelt kleiner Gemeinden zu nähern: Mündliche Geschichte in der Bodenseeregion*, in: *Literatur und Erfahrung* 10 (1982), S. 65–76, hier S. 67f. und 73.
- 17 Jenny Wüstenberg, *Vom alternativen Laden zum Dienstleistungsbetrieb: the Berliner Geschichtswerkstatt. A Case Study in Activist Memory Politics*, in: *German Studies Review* 32 (2009), S. 590–618, hier S. 612f., dies., *Civil Society and Memory in Postwar Germany*, Cambridge 2017, S. 203f. und Adelheid von Saldern, *Stadtgedächtnis und Geschichtswerkstätten*, in: *Werkstatt-Geschichte* 50 (2008), S. 54–68, hier S. 62–66. Darüber hinaus werden auch in jüngerer Zeit Initiativen gegründet, die sich kritisch z. B. mit Rassismus in der Erinnerungskultur auseinandersetzen, wie die Initiative Berlin Postkolonial, vgl. <http://www.berlin-postkolonial.de> (letzter Zugriff: 11.11.2017).
- 18 Jüngere Beispiele sind die Umbenennung der Brücke über den Landwehrkanal in Berlin im Gedenken an die Ermordung von Rosa Luxemburg, vgl. Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Pressemitteilung vom 25.9.2012 http://www.stadtentwicklung.berlin.de/aktuell/pressebox/archiv_volltext.shtml?arch_1209/nachricht4784.html (letzter Zugriff: 8.6.2017) oder der für September 2017 geplante Gedenkstein für die Opfer der Guernica-Bombardierung am Fliegerhorst Wunstorf, vgl. Sven Sokoll, *Gedenkstein erinnert an Guernica-Angriff*, in: *Hannoversche Allgemeine online* vom 7.3.2017 <http://www.haz.de/Hannover/Aus-der-Region/Wunstorf/Nachrichten/Gedenkstein-auf-dem-Fliegerhorst-Wunstorf-soll-kuenftig-an-Angriff-auf-Guernica-erinnern> (letzter Zugriff: 8.6.2017). Prominentere Beispiele sind die o.g. Gründung des Museums der Arbeit in Hamburg, vgl. z. B. Lisa Kosock, *Nach 25 Jahren: Ausblick*, in: *Freunde des Museums der Arbeit e. V. (Hg.), mitarbeit. 25 Jahre Verein Museum der Arbeit, Hamburg 2005*, S. 79–82, hier

Die Geschichtswerkstätten waren zugleich Ausdruck einer allgemeinen »Geschichtskonjunktur« in den 1980er Jahren, die sie mitgeprägt haben. Die vielen Erinnerungsinitiativen und Spurensuchen dieser Zeit hatten unter anderem mit einem Generationswechsel in der Bundesrepublik zu tun und in Hinblick auf die nationalsozialistische Geschichte z. B. auch mit der juristischen Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen und mit dem diesbezüglich beginnenden Dialog zwischen den Generationen.¹⁹ Bereits seit 1973 ermunterte der Geschichtswettbewerb, den Bundespräsident Gustav Heinemann zusammen mit der Körber-Stiftung ins Leben gerufen hatte, Schülerinnen und Schüler, vor Ort nach historischen Spuren – zunächst vor allem demokratischer Traditionen – zu suchen. Alltagsgeschichtliche Fragestellungen und Anleitungen zur Erforschung von »Geschichte von unten« führten in den 1980er Jahren zu einer wachsenden Beteiligung am Wettbewerb.²⁰ Ein Ausgangspunkt für die kritische Auseinandersetzung der Geschichtswerkstätten der 1980er Jahre mit der jüngsten Geschichte war ein allgemeiner Wandel im öffentlichen Interesse an Geschichte und auch an der Geschichte des Holocaust, der bereits Ende der 1970er Jahre einsetzte.²¹

Das Verhältnis der »Geschichte von unten« zur akademischen Geschichtsforschung

Nicht nur gesellschaftlich fand ein Wandel im Umgang mit Geschichte statt, auch in den Geschichtswissenschaften wurden in den 1970er und 1980er Jahren methodische Erweiterungen diskutiert – und zwar auch jenseits der Geschichtsinitiativen und weit darüber hinaus in einem internationalen Rahmen. Das waren u. a. Ansätze der Oral History, Versuche, den Begriff des Alltags als Forschungskategorie zu definieren, sowie mikrohistorische Methoden.

Die fachwissenschaftlichen Diskussionen wurden in vielen Geschichtswerkstätten mit großem Interesse verfolgt und aufgegriffen. Einzelne Beteiligte mischten sich aktiv in diese Diskussionen ein. Denn die Geschichtsbewegung war keine Laienbewegung, sie umfasste viele Mitglieder, künftige Mitglieder, aber auch Renegaten der akademischen Geschichtsforschung, und in den meisten Fällen hatten diejenigen die Initiative zur Gründung ergriffen, die professionell mit Geschichte (oder angrenzenden Disziplinen) befasst waren.²² Außerdem war ihre Stoßrichtung sehr deutlich gegen die Fachwissenschaft formuliert, mit der sie sich kritisch auseinandersetzten.

S. 79 oder die Gedenkstätte mit Dokumentationszentrum Topographie des Terrors in Berlin, vgl. Matthias Haß, *Das Aktive Museum und die Topographie des Terrors*, Berlin 2012, S. 38f.

19 Vgl. Etta Grotrian, *Identität und Orientierung. Geschichtsdebatten in den 1980er Jahren*, in: *Indes. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* 3 (2014), S. 27–34, hier S. 27f. und Etienne François, *L'Allemagne Fédérale se penche sur son passé*, in: *Vingtième Siècle* 7 (1985), S. 151–163, hier S. 160f.

20 Vgl. Sven Tetzlaff, *Der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten. Ein Projekt im Spannungsfeld von Politik, Öffentlichkeit und Schule*, in: Wolfgang Hardtwig/Alexander Schug (Hg.), *History Sells! Angewandte Geschichte als Wissenschaft und Markt*, Stuttgart 2009, S. 265–273, hier S. 266f.

21 Vgl. Maximilian Strnad, »Grabe, wo Du stehst«: Die Bedeutung des Holocaust für die Neue Geschichtsbewegung, in: ders./Michael Brenner (Hg.), *Der Holocaust in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft. Bilanz und Perspektiven*, Göttingen 2012, S. 162–198, hier S. 162.

22 Vgl. Detlef Siegfried, *Subversiver Alltag. Geschichtswerkstätten zwischen Politik und Wissenschaft*, in: *Geschichtswerkstatt Eimsbüttel* (Hg.), *25 Jahre Galerie Morgenland/Geschichtswerkstatt Eimsbüttel* (Festschrift), Hamburg 2003, S. 99–105, hier S. 101.

Schon bei einem der beiden Gründungstreffen des bundesweiten Netzwerks Geschichtswerkstatt e.V. 1982 in Göttingen traten unterschiedliche Interessen, die es innerhalb der Bewegung und einzelner Gruppen in ihrem Verhältnis zur Fachwissenschaft gab, deutlich zutage. Vertreterinnen und Vertreter der Stadtteilinitiativen und regionalen Vereine sahen eine Gefahr darin, von denjenigen Teilnehmenden instrumentalisiert zu werden, die das Treffen initiiert hatten, weil sie neuen Methoden und Ansätzen Geltung innerhalb der Fachwissenschaft verschaffen wollten und sich dazu der Initiativen bedienten, die ihrerseits eigentlich den akademisch geprägten Stil aufbrechen wollten.²³

Während die einen sich von einer Demokratisierung und Öffnung der akademischen Disziplin Chancen für eine methodische Offenheit versprachen und den öffentlich wahrgenommenen Trend der Geschichtsinitiativen als Möglichkeit sahen, diesen Zielen mehr Nachdruck zu verleihen, waren andere an einer nichtakademischen Stadtteilarbeit interessiert und sahen das an der Fachwissenschaft orientierte Profilierungsinteresse Einzelner als Hindernis hierfür an. Die Verbindung dieser unterschiedlichen Interessen in einem gemeinsamen Netzwerk barg Konflikte, die den Beteiligten von Anfang an bewusst waren und die in der weiteren Vereinsgeschichte von Geschichtswerkstatt e.V. immer deutlicher zutage traten.²⁴ Trotz dieser Konflikte hatte man aber auf diese Weise ein Stück gemeinsamen Wegs beschritten, der neben den oben erwähnten Themen und Ergebnissen vielen Protagonistinnen und Protagonisten eine berufliche Praxis in der universitären oder außeruniversitären Geschichtsbearbeitung geboten hat.²⁵

Auf die fachliche Kontroverse um die methodischen Neuansätze, die auch den Anschluss der bundesdeutschen Geschichtswissenschaften an internationale Diskussionen bedeutete, hatten die Projektergebnisse der Geschichtswerkstätten weniger Einfluss, auch wenn sie auf lokaler Ebene viele Schätze alltagsgeschichtlicher Quellen bergen konnten. Vielmehr wurde in der wissenschaftlichen Diskussion den »Barfußhistorikern« Theorielosigkeit und die Romantisierung vormoderner Lebenswelten vorgeworfen und diese Kritik auch pauschal gegen alle alltags- und mikrogeschichtlichen Ansätze gewendet.²⁶ Lutz Niethammer, der in den 1980er Jahren zur methodischen Etablierung der Oral History in den bundesdeutschen Ge-

- 23 Vgl. Rainer Wirtz, *Geschichtswerkstatt – die andere Geschichte?*, in: *Journal für Geschichte* 5 (1983), S. 64f., hier S. 64 und Peter Schöttler, *Die Geschichtswerkstatt e.V. Zu einem Versuch, basisdemokratische Geschichtsinitiativen und -forschungen zu »vernetzen«*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), S. 421–424, hier S. 423. Zu den deutlich unterschiedlichen Interessen bereits beim vorangegangenen Treffen in Bochum vgl. Bernd Faulenbach, *Einstieg ins Leben der Beherrschten. Die Geschichtswerkstatt – eine Bewegung für die Darstellung des Alltags*, in: *Vorwärts* vom 22.12.1983, S. 34.
- 24 Vgl. Michael Wildt, *Die große Geschichtswerkstattsschlacht im Jahr 1992 oder: Wie WerkstattGeschichte entstand*, in: *WerkstattGeschichte* 50 (2008), S. 73–81, hier S. 77 und Michael Zimmermann, *»Die Rückkehr der Gartenzwerge?«*. Sieben Jahre Institutionalisierung: Kritik und Perspektiven der Geschichtswerkstätten. Ein Forumgespräch auf dem Jahrestreffen der Geschichtswerkstätten, in: *Geschichtswerkstatt e.V. (Hg.), Geschichtsmarkt. Vergangenheiten als Markenprodukte (Geschichtswerkstatt, Heft 21)*, Hamburg 1990, S. 80–83, hier S. 80f.
- 25 Thomas Lindenberger spricht von Selbst-Professionalisierung, die Schaffung einer beruflichen Perspektive bei zunehmender Akademikerarbeitslosigkeit, vgl. Thomas Lindenberger, *»Alltagsgeschichte«* oder: *Als um die zünftigen Grenzen der Geschichtswissenschaft noch gestritten wurde*, in: Ralph Jessen/Martin Sabrow/Klaus Große Kracht (Hg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*, München 2003, S. 74–91.
- 26 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte – von unten gesehen. Wie bei der Suche nach dem Authentischen Engagement mit Methodik verwechselt wird*, *Die Zeit*, Nr. 19, 3.5.1985 und ders., *Neo-*

schichtswissenschaften maßgeblich beitrug und mit Sympathie einen Perspektivwechsel zur »Geschichte von unten« betrachtete, warnte davor, dass die Unmittelbarkeit, die die Alltagsgeschichte zu versprechen schien, methodische Fallstricke bot: »Der Ansatz beim Alltag eröffnet keine Autobahn in die Geschichte«, mahnte er auch mit Blick auf den allgemeinen Trend und plädierte entschieden für eine fundierte theoretische Grundlegung bei der Beschäftigung mit Alltagsgeschichte.²⁷ Diese theoretische Grundlegung ließ sich aber nicht problemlos mit dem Anspruch einer niedrigschwelligen Geschichtsarbeit vereinbaren.

Partizipation und Offenheit als gelebte Praxis in Geschichtswerkstätten?

22

Der Begriff Geschichtswerkstätten erinnert an Robert Jungks Zukunftswerkstätten der 1970er Jahre als eine partizipative und fantasievolle Gestaltung von Zukunftsperspektiven durch den Einzelnen. Sie stellten auf diese Weise eine bewusste Abkehr vom wissenschaftlichen Expertentum dar.²⁸ Diese Idee, den Gegensatz zwischen Experten und Laien zu überwinden und die gemeinsame »Werkstätten«-Arbeit als aktiven Beitrag zur Gestaltung der Zukunft zu betrachten, war ein wichtiger Teil der Geschichtswerkstätten-Programmatik vor 30 Jahren.²⁹

Dieser Gedanke ist nach wie vor aktuell. Partizipation und Teilhabe ist heute in vielen Bereichen, die sich außerhalb der Universität mit Geschichte beschäftigen, ein omnipräsentes Thema – nicht zuletzt deshalb, weil in den letzten Jahren in den digitalen Medien eine Praxis eingeübt wurde, die dazu beiträgt, die Grenzen zwischen Autor und Rezipient aufzulösen, und die auf diese Weise Chancen für eine multiperspektivische Geschichtserzählung bietet.³⁰ Partizipation kann bedeuten, dass Institutionen lernen müssen, ihre Interpretationen und ihre Deutungshoheit in Frage stellen zu lassen. Häufig ist aber dennoch die Rollenverteilung und das methodische Setting z. B. bei Projekten der Citizen Science von wissenschaftlich arbeitenden Institutionen vorgegeben und moderiert. Ein Blick in die Praxis der Geschichtsbewegung zeigt, welche Herausforderungen sich aus dem Anspruch einer gleichberechtigten Geschichtsarbeit ergeben können.

Die Akteurinnen und Akteure einer »Geschichte von unten« hatten ihrer Geschichtsforschung eine zentrale Rolle für das Verständnis gesellschaftlicher Problemlagen und für die Zukunftsgestaltung zugeordnet. »Geschichte von unten« bedeutete, bisher vernachlässigte

romantik und Pseudorealismus in der neuen »Alltagsgeschichte«, in: Preußen ist wieder chic... Politik und Polemik in zwanzig Essays, Frankfurt a. M. 1983, S. 99–106, hier S. 102.

27 Vgl. Lutz Niethammer, Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: Klaus Bergmann/Rolf Schörken (Hg.), *Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte*, Düsseldorf 1982, S. 11–29, hier S. 23. Der Beitrag ist ein Nachdruck des gleichlautenden Artikels in *Geschichtsdidaktik* 5 (1980).

28 Vgl. Achim Rudolf Eberspächer, *Zukunftsforscher in Führungszeichen*. Grundwerte in Robert Jungks Entwürfen und Gegenentwürfen vom Umgang mit Zukunft (von den 1950er bis zu den 1980er Jahren), Salzburg 2011, S. 28f.

29 Vgl. Alfred G. Frei, *Geschichtswerkstätten als Zukunftswerkstätten*. Plädoyer für eine aufklärerische Geschichtsarbeit, in: Gerhard Paul/Bernhard Schoßig (Hg.), *Geschichte von unten*, Spurensicherung, ökologische Geschichte, Geschichtswerkstätten, Köln 1986, S. 258–280, hier S. 274.

30 Vgl. Jürgen Krameritsch, *Geschichte(n) im Netzwerk*, Münster 2007, S. 18. Zu aktuellen Strategien von Museen, vgl. Léontine Meijer-van Mensch/Elisabeth Tietmeyer (Hg.), *Participative Strategies in Collecting the Present*, Berlin 2013; Susanne Gesser (Hg.), *Das partizipative Museum*. Zwischen Teilhabe und User Generated Content – Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen, Bielefeld 2014.

Gruppen und Personen in die Geschichtsforschung einzubeziehen – einerseits als Forschungsthema, andererseits, indem sie sich ihre Geschichte selbst aneignen sollten. Das Schlagwort der Demokratisierung bezog sich sowohl auf den Gegenstand wie auch auf die Arbeitsweise.

Rückblickend wurde die Hoffnung, zu dieser Art von Demokratisierung der historischen Wissenschaften beizutragen oder eine breite Laienbewegung zur Erforschung ihrer eigenen Geschichte zu aktivieren, wie Lindqvist z. B. es vorschlug, von vielen Beteiligten als zu ambitioniert eingeschätzt. Insofern konnte dieser Anspruch nicht eingelöst werden.³¹ In der konkreten Zusammenarbeit zeigte sich, welche große Herausforderung es war, mit unterschiedlichen Vorkenntnissen und einem unterschiedlichen Interesse an der geschichtswissenschaftlichen Methodendiskussion zu einem gemeinsamen Selbstverständnis zu finden. In einzelnen Projekten und der sich verstetigenden Vereinsarbeit wurden solche Diskrepanzen immer wieder diskutiert.³² Während manche sich mehr theoretisches Fundament und Qualifikation wünschten und eine »intellektuelle Einöde«³³ beklagten, beurteilten andere die Bemühungen um die Einbeziehung von Laien als altruistische »historische Sozialarbeit«³⁴, bei der die eigenen Qualifizierungsinteressen zurückstehen müssten. Wenn die Perspektive »von unten« näher bestimmt wurde, wurden teilweise mit dem Begriff »Betroffene« sowohl der Forschungsgegenstand bezeichnet, wie auch die Forschungsperspektive, die man einnehmen wollte, und auch die an der Forschung zu beteiligenden Personen. Das verunklarte zusätzlich die Erwartungshaltung, denn häufig war die Unterscheidung zwischen dem Subjekt, das erforscht werden sollte, und dem forschenden Subjekt bewusst nicht trennscharf.³⁵ Von einem beteiligten Zeitzeugen findet man die Klage, dass er an der Geschichtsdeutung selbst mitwirken und nicht als Relikt in den Glasschrank gesteckt werden wolle.³⁶

Die Professionalisierung der Werkstattarbeit wurde auch im gemeinsamen Netzwerk Geschichtswerkstatt e. V. thematisiert, denn während sie einerseits dazu führte, dass die Ergebnisse und Ansätze breitere öffentliche oder fachwissenschaftliche Anerkennung finden konn-

- 31 Vgl. u. a. Volker Ilgen, Dig where you stand: Zehn Jahre »Geschichtswerkstatt«, in: *Comparativ* 5 (1993), S. 136–142, hier S. 138, [ohne Autor], Was wir wollten, was draus wurde, in: *Heimatismuseum und Geschichtswerkstatt Barmbek* (Hg.), *Geschichtswerkstatt Barmbek. Zum 10jährigen Bestehen*, Hamburg 1996, S. 8–10, hier S. 9, Gisela Wenzel, »Grabe, wo du stehst.« Zwei Jahrzehnte Berliner Geschichtswerkstatt, in: *Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg/Galerie Morgenland Geschichtswerkstatt Eimsbüttel* (Hg.), *Geschichtswerkstätten gestern – heute – morgen. Bewegung! Stillstand. Aufbruch?*, Hamburg 2004, S. 45–58, hier S. 46; Marianne Koerner, Wohin gehst du Nora? Zu den gegenwärtigen und zukünftigen Tendenzen der Geschichtswerkstätten, in: *Geschichtswerkstatt e. V.* (Hg.), *Nachkriegszeit* (Geschichtswerkstatt, Heft 13), Hamburg 1987, S. 75f., hier S. 76.
- 32 Vgl. z. B. für die Berliner Geschichtswerkstatt Eva Brücker, Vor- und Nachteile einer institutionellen Förderung (Protokoll des Treffens am 9.11.'85 in den Räumen der AL Schöneberg), in: *Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt*, 3/1985, S. 3–6, hier S. 3.
- 33 Zitat von Thomas Lindenberger im Protokoll »Wochenendseminar über zukünftige Formen der Arbeit in der GW« am 12. und 13.11.1983, Handakten Gisela Wenzel (Berliner Geschichtswerkstatt), S. 7 aus seinem Diskussionspapier »Die Krise der Berliner Geschichtswerkstatt: Zwischen Bürgerinitiative und Alternativ-Institut?!«.
- 34 Vgl. Zusammenfassendes Protokoll der bisherigen Arbeit der Staatsknete-Gruppe, in: *Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt*, 6/1986, S. 8–14, hier S. 8.
- 35 Der »Betroffene« soll zum Experten für seine eigene Geschichte gemacht werden, vgl. Alfred G. Frei/Michael Wildt, Hirsebrei und Seifenblasen. Die Geschichtswerkstätten und ihre Kritiker, in: *L 80. Zeitschrift für Literatur und Politik* 39 (1986), S. 64–72, hier S. 69.
- 36 Vgl. Leserbrief zum Thema »Popanz Zeitzeuge in der Berliner Geschichtswerkstatt«, in: *Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt*, 3/1983, S. 6.

ten, vergrößerte sie andererseits die Kluft für eine gleichberechtigte Zusammenarbeit aller. Erfolgreich eingeworbene Projektförderung konnte bei der Verteilung von Personalmitteln dazu führen, dass Deutungshierarchien entstanden und der eigene Anspruch an eine partizipative Herangehensweise litt. Bemerkenswert ist, dass eine große Offenheit herrschte, diese Reflexionen der eigenen Arbeitsweise als Teil der Projektergebnisse zu veröffentlichen und zu teilen.³⁷ Diese Transparenz auch in Hinblick auf das eigene Scheitern und die gemeinsamen Lernprozesse ist ein wichtiger Teil heutiger Projektkultur, der sich in der akademischen geschichtswissenschaftlichen Praxis weniger durchsetzen konnte als in der außerakademischen.³⁸

Erfolgreich waren die Geschichtswerkstätten in vielen ihrer Projekte darin, Formate für eine öffentlichkeitswirksame Geschichtsvermittlung und die Öffnung gegenüber einem breiten Publikum zu entwickeln. Dazu gehören neben Ausstellungen, Publikationen und Vorträgen alternative Stadtrundgänge und -fahrten (z. B. mit dem Schiff), Geschichtsspiele und Theaterstücke. In der Vermittlung ließ sich die Öffnung einfacher realisieren als in einer gemeinsamen Forschung, und die Beteiligten konnten wichtige Berufserfahrungen – auch jenseits einer forschenden Tätigkeit an der Hochschule – sammeln.

Heute wird an den Hochschulen durch mehr Praxisbezug der Tatsache Rechnung getragen, dass sich die beruflichen Betätigungsfelder von Historikerinnen und Historikern erweitert haben. An einigen geschichtswissenschaftlichen Fachbereichen entstehen Masterstudiengänge oder Module für Public History, die eine Brücke schlagen wollen zwischen der akademischen Forschung und dem gewachsenen öffentlichen Geschichtsinteresse. Hier steht die fachwissenschaftliche Qualifikation im Vordergrund, Themen sind die Vermittlung von Geschichte in der Öffentlichkeit und die Erforschung der Geschichtskultur. Im Gegensatz zum amerikanischen Verständnis des Begriffs ist eine Einbeziehung der interessierten Laienforschung nicht intendiert und eine Traditionslinie zur neuen Geschichtsbewegung nicht zu erkennen.³⁹

Es wächst mit dieser neueren Entwicklung allerdings die Hoffnung, dass – trotz getrennter Berufsverbände und häufig auch noch viel zu stark getrennter Diskussionszusammenhänge – auf diese Weise der fachliche Austausch mit Fachleuten aus Bereichen, die nach dieser Definition auch zu Anwendungsfeldern einer Public History gehören, wie z. B. Museen, Gedenkstätten und Archiven, zukünftig besser gelingen kann. Das ist insofern von Bedeutung, als in diesen Feldern der Geschichtsarbeit vielversprechende Erfahrungen mit partizipativen Ansätzen auch im Bereich der Forschung seit einigen Jahren vorliegen und ausgewertet werden.⁴⁰

37 Zum Beispiel Eva Brücker, Projektbericht, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), »Das war 'ne ganz geschlossene Gesellschaft hier«. Der Lindenhof: Eine Genossenschaftssiedlung in der Großstadt, Berlin 1987, S. 225–229, hier S. 229.

38 Vgl. Matthew Barlow/Margo Shea, Public History: Honest Talk about Failure, in: The American Historian, Mai (2015), S. 28–30, hier S. 28.

39 Vgl. Irmgard Zündorf, Zeitgeschichte und Public History, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 6.9.2016 http://docupedia.de/zg/Zuendorf_public_history_v2_de_2016?oldid=125489 (letzter Zugriff: 8.6.2017) und dies., Public History und Angewandte Geschichte – Konkurrenten oder Komplizen? In: Jacqueline Nießer/Juliane Tormann (Hg.), Angewandte Geschichte. Neue Perspektiven auf Geschichte in der Öffentlichkeit, Paderborn 2014, S. 63–76, hier S. 69.

40 Vgl. Anm. 30.